



GOLDMANN

Lesen erleben

### *Buch*

David McCullough baut den Gedanken seiner berühmt gewordenen Rede – einer Kampfansage an Förderwahn, Verwöhnung und ein engstirniges Konzept von Erfolg, die Millionen von Menschen auf YouTube verfolgt haben – weiter aus: Junge Menschen, so der beliebte Lehrer und vierfache Vater, werden heute dazu angehalten, leidenschaftliches Engagement zugunsten einer oberflächlichen Auffassung von Erfolg aufzugeben. Erwartungsdruck und permanente Einflussnahme hindern die Heranwachsenden daran, Chancen zu ergreifen, sich auszuprobieren und an Misserfolgen zu wachsen. Die überbehüteten Kinder fallen so den guten Absichten ihrer Eltern zum Opfer.

Mit Witz und viel Herz nimmt McCullough übereifrige Eltern, ineffektive Schulen und digitale Ablenkungen sowie ganz allgemein die Privilegien der heutigen Jugend ins Visier. Entstanden ist eine Liebeserklärung an Schüler und Eltern gleichermaßen und darüber hinaus ein Leitfaden für ein wirklich erfülltes und glückliches Leben.

### *Autor*

David McCullough Jr. unterrichtet seit mehr als 25 Jahren Englisch an der Highschool. Der Sohn des bekannten amerikanischen Historikers David McCullough wurde plötzlich international berühmt als seine Rede zur Abschlussfeier an der Wellesley High School auf YouTube in kürzester Zeit über 2 Millionen Klicks verzeichnete. McCullough lebt mit seiner Frau und seinen vier Kindern in Massachusetts.

David McCullough


**»Ihr seid nichts  
Besonderes!«**

und andere Ermutigungen  
für junge Menschen

Aus dem Amerikanischen  
von Henriette Zeltner

GOLDMANN

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2016  
Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe  
Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarcker Straße 28, 81673 München  
© 2014 der Originalausgabe David McCullough Jr.

Originaltitel: *You Are Not Special*

Originalverlag: Ecco, an imprint of HarperCollins Publishers, New York

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic, München

Redaktion: Antje Steinhäuser

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

KW · Herstellung: ReD

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-17606-9

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für meine Kinder... für alle Kinder*



So lasst uns dann bereit sein und handeln ...

Henry Wadsworth Longfellow,

*Ein Psalm des Lebens*





# Inhalt

<b>Vorrede</b> .....	13
Der neue Kult der Außergewöhnlichkeit .....	15
Ein enormes Versprechen .....	19
Die Kinder des sogenannten Informationszeitalters ...	29
Irgendetwas Gutes tun .....	38
<b>1. Mütter und Väter</b> .....	41
Eltern besser verstehen .....	43
Worum es im Leben eigentlich geht .....	54
Sprungbrett und Startbahn .....	65
»Wie macht mein Sohn sich im Unterricht?« .....	71
<b>2. Erkennt euch selbst</b> .....	83
Die Gegenwart ist alles, was wir besitzen .....	85
Ich kann nicht glauben, dass das ich bin .....	88
Natur und Erziehung .....	93
Eine eigene Identität entwickeln .....	95
Es ist ein Mädchen! Es ist ein Junge! .....	99
Familie kann sich keiner aussuchen, Freunde schon ...	111
Das Wunder steckt in den Details .....	119
<b>3. Schule in Theorie und Praxis</b> .....	121

Zu jemandem durchdringen .....	123
»Was könnte die Hälfte von acht sein?« .....	132
Geschichten erzählen .....	142
Von Noten und Punkten .....	151
»Ich möchte lieber nicht.« .....	159
<b>4. Schaut genau hin .....</b>	<b>167</b>
Von Leidenschaft und Konzentration .....	169
Folgt eurem Glück .....	174
Zusammenstauchen oder danken .....	176
Legt los .....	180
»Ich zog in den Wald ...« .....	186
Zwei Jahre vorm Mast .....	191
Was soll ich denn tun? .....	196
Zum eigenen Abenteuer aufbrechen .....	200
<b>5. Gebt euer Bestes ... .....</b>	<b>203</b>
Ein erfreulicher, anspornender Initiationsritus .....	205
Hauptsache reinkommen .....	215
Du hast deine zehn Minuten bekommen .....	229
Diesseits vom Paradies .....	232
Die richtige Wahl .....	237
<b>6. Hipp, hipp, hurra .....</b>	<b>241</b>
Trainings, Spiele, Turniere, das ganze Jahr hindurch ...	243
Das sollte Spaß machen .....	245
Was vermittelt das dem Kind? .....	249
Ein Paar Turnschuhe .....	256
Jung verstorbene Athleten .....	266
Ob es das wert war? .....	274

<b>7. Lasst alle, die atmen, teilhaben</b> .....	277
Bildung ist Privileg und Verantwortung .....	279
Niedergerissene Zäune .....	283
Ich sehe ein schwarzes Gesicht .....	290
Kästchen zum Ankreuzen .....	298
<b>8. Geben und Nehmen</b> .....	301
Das Streben nach Wohlstand, das Streben nach Glück ..	303
Setz den goldenen Hut auf .....	312
»Irgendwie brauche ich den Job« .....	316
Vermögenswert und Selbstwert .....	320
<b>9. Im selben Boot</b> .....	325
Selbstsüchtige Selbstlosigkeit .....	327
Ein Sommer in Honolulu .....	334
Kapitän und Mannschaft .....	340
Warum ich? .....	351
Was uns wärmt .....	357
<b>10. Also lebt</b> .....	359
Hier ist die wirkliche Kathedrale .....	361
Der Tod ist eine gute Sache .....	364
Liebe alles! .....	375
»Männer wie ich sollten tausend Jahre leben« .....	379
<b>Nachwort</b> .....	381
Meine Rede vor den Schulabgängern der Wellesley High School am 1. Juni 2012 .....	383
Dank .....	395



# Vorrede



## Der neue Kult der Außergewöhnlichkeit

Am späten Nachmittag des 1. Juni 2012 hielt ich eine Rede vor Schulabgängern. Mein Publikum, so dachte ich damals wenigstens, saß direkt vor mir: der Abschlussjahrgang der Public High School in Wellesley, einem Vorort im Westen Bostons, wo ich Englisch unterrichtete. Ich wusste nicht, dass mich die digitale Welt belauschte, und hätte mir nicht vorstellen können, dass das, was ich zu sagen hatte, irgendjemand außer Hörweite überhaupt interessierte. Doch innerhalb von ein paar Tagen und zunächst aufgrund von ein, zwei aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen gerieten meine Rede und ich in die internationalen Schlagzeilen. Plötzlich war ich der »Ihr seid nichts Besonderes«-Typ.

Von Berlin bis Beijing, auf Facebook, Twitter und in der Blogszene war der Teufel los. Das Video, von dessen Aufzeichnung ich nichts gewusst hatte, verbreitete sich wie ein Virus. Mein E-Mail-Postfach explodierte. Mein Anrufbeantworter konnte all die Nachrichten nicht mehr aufnehmen. Reporter von lokalen, nationalen und internationalen Zeitungen, Radio- und Fernsehleute standen Schlange, um mich zu interviewen. Experten und Sensationshungrige von überall her fühlten sich berufen, über die Rede, mich und die heutige Jugend zu schwadronieren. Dankschreiben began-

nen einzutrudeln. Schüler und Freunde, von denen ich lange nichts mehr gehört hatte, meldeten sich. Limousinen fuhren vor unserem Haus vor. Auf der Straße hielten mich Fremde an, um mir Lob und Dank auszusprechen und mich zu fotografieren. Vernünftig erscheinende Menschen drängten mich, für ein öffentliches Amt zu kandidieren. Rabbis und Pfarrer verschiedener Konfessionen ließen sich von meiner Rede anregen und predigten über das, was ich gesagt hatte. Das Ganze passierte völlig unvermittelt, war surreal, aber erfreulich. Und alles nur wegen einer zwölfminütigen Rede.

Ich, ein eher nachdenklicher Typ, der mit seinem ruhigen Leben absolut zufrieden und überhaupt kein Meinungsmacher ist, kratzte mich verwundert am Kopf.

An jenem Nachmittag war mein einziges Anliegen gewesen, den Absolventen etwas Hilfreiches mit auf den Weg zu geben. Es war einfach ein »Auf Wiedersehen« und »Viel Glück« für eine Gruppe Kids, die ich sehr mochte, ziemlich gut kannte und für die ich mich verantwortlich fühlte. Wenige Augenblicke, nachdem ich mich wieder hingeworfen hätte, würden sie die Highschool und ihre Kindheit für immer hinter sich lassen und sich aufmachen in den Rest ihres Lebens. Wir entließen sie ins Unbekannte, und vorher war es an mir, ihnen quasi *last minute* noch ein paar Ermahnungen und gute Ratschläge zu erteilen und liebevoll Lebewohl zu sagen.

Das Wesentliche meiner Bemerkungen entstand aus der wachsenden Sorge darüber, was ich in den letzten paar Jahren beobachtet habe. In meinem Klassenzimmer, rund um die Schule, innerhalb der Gesellschaft und in meiner eigenen Familie. Angespornt von wohlmeinenden, aber allzu oft



mikromanagenden Eltern mit reichlich finanziellen Mitteln sind Teenager in großer Zahl immer mehr mit dem Erreichen überragender Ziele beschäftigt – oft zu Lasten wichtiger, prägender Erfahrungen. Viele leiden an überspannten Vorstellungen von sich selbst (oder sollte man sagen, dass sie diese genießen?). Und sie glauben, jede Chance müsse ihnen auf Verlangen gewährt werden und jedes Lob gebühre ihnen. »Wir sind nicht überlegen...«, denn die allgemeine Auffassung von Gleichheit und Fairness, die ihnen schon vom Kindergarten an eingeschärft wurde, hindert sie an so einem Gedanken, »... wir sind nur etwas Besonderes.« Strahlende Erfolge, davon gehen sie aus, und damit einhergehende große Glückseligkeit, werden unweigerlich folgen. Im Zuge dieses neuen Kults der Außergewöhnlichkeit käme es einem Versagen gleich, durchschnittlich, also ein ganz normaler Jugendlicher zu sein – obwohl das für die meisten statistisch gesehen eine unvermeidliche Tatsache ist.

Kein Wunder, dass so viele unserer Kinder Schwierigkeiten haben zu erkennen, worauf es ankommt. Kein Wunder, dass so viele – unvorbereitet und verunsichert – Schwierigkeiten haben, ihren Weg zu finden. Ich bin gewiss nicht der Erste, der bemerkt, was hier vor sich geht, nicht der Erste, der seine Sorge laut ausspricht, aber 26 Jahre in den Klassenzimmern einer Highschool und die Teenager in meinen eigenen vier Wänden haben mir manchen Einblick gewährt.

Deshalb habe ich dieses Buch geschrieben.

In gewisser Weise ist meine Erfahrung allerdings auch beschränkt, nämlich auf zwei exzellente und finanzkräftige Vorstadtschulen, die aber immerhin etliche Tausend Kilometer voneinander entfernt liegen – eine staatliche und

eine private: zehn Jahre an der Wellesley High und davor 16 Jahre an der Punahou School in Honolulu. In dieser Zeit sind über 4000 Schüler durch meine Klassenzimmer gegangen, die fast alle interessiert, nett, kooperativ und für meine Bemühungen aufgeschlossen waren. In ihrer Mitte habe ich unzählige Male Erfüllung empfunden, viel gelacht und mir ist eine Menge Sympathie und Zuneigung entgegengebracht worden. Hinter mir stand eine fähige Verwaltung, und es gab viele inspirierende Kollegen sowie – bis auf ganz seltene Ausnahmen – Eltern, die mich hilfreich unterstützten und mich meine Arbeit machen ließen. Ich habe jeden Tag meines Berufslebens als Lehrer und jegliche Bestätigung genossen. Mir ist klar, was für großes Glück ich damit hatte. Dieses Buch soll daher Ausdruck meiner Dankbarkeit sein gegenüber den Pädagogen, Eltern und Kindern, vor allem den Kindern, die mir so viel gegeben haben. Aber auch Ausdruck meiner Bewunderung für diejenigen, die unter weit weniger günstigen Bedingungen Wunder wirken.

Ich empfinde beim Schreiben zudem Solidarität mit den Eltern. Meine Frau Janice und ich haben vier Kinder – davon drei Teenager –, und wir fühlen uns oft den gleichen Versuchungen, den gleichen gesellschaftlichen Aufforderungen ausgesetzt, die sich als so problematisch erweisen können.

Ich weiß also, warum und worüber ich hier schreibe. Ich stecke selbst mittendrin.

## Ein enormes Versprechen

In vielerlei Hinsicht hatten es Heranwachsende noch nie so gut. Zumindest für einige scheinen die Auswahlmöglichkeiten hinsichtlich Bandbreite, Anzahl und Wow-Faktor schier unbegrenzt. Aber aus Angst, sich selbst überlassene Kinder würden beim Griff nach gesellschaftlichem Wohlstand und Anerkennung danebenlangen, haben viele Eltern den Spielraum ihres Nachwuchses gegen null reduziert. Und zwar Spielraum, wenn es darum geht, ihre Unabhängigkeit zu erproben, ihrem Forscherdrang nachzugeben, ein Risiko einzugehen, Kämpfe auszufechten, Niederlagen zu erleiden und herauszufinden, was man dagegen unternehmen kann. Wo auch immer sie sich hinwenden, wir wachen stets über sie – und zwar in beträchtlichem Ausmaß, weil wir sie für so erstklassig halten und ein solches Potenzial in ihnen sehen. Oder zumindest hoffen, dass es da ist. Bepackt mit ihren gut 20 Kilo schweren Rucksäcken sind die Kids immer schon unterwegs zur nächsten Verpflichtung und versuchen, sich daran zu erinnern, was sie noch mal denken sollen. Dann wollen sie wissen, ob dieses oder jenes in der Prüfung drankommt, und ob ich keine, also wirklich keine Zitate abfragen werde, und ob es okay ist, wenn sie mit einer Freundin lernen, und ob ich nicht nur noch ein einziges Mal, also irgendwie, die wichtigsten Punkte nennen könnte und sie vielleicht auch online poste, bitte, und ob ich, wenn sie, also irgendwie, zufällig einen schlechten Tag oder so hätten, eine Wiederholungsprüfung ansetzen oder wenigstens, wissen Sie, großzügiger benoten könnte.

Ihre eigene Geisteshaltung infrage zu stellen, kommt ihnen nicht in den Sinn. Sie empfinden sich weder als verwöhnt noch gelenkt, noch abhängig. Übrigens auch nicht als quengelig, naiv, ichbezogen oder überempfindlich. Sie finden sich stattdessen *absolut normal* – auch wenn sie merken, dass bestimmte ältere Leute aus ihnen ziemlich unverständlichen Gründen nichts von ihnen halten. Dabei ist ihnen zwar bewusst, dass es auch andere Standpunkte gibt und Menschen, die vom Schicksal weniger begünstigt sind, aber die Umstände, unter denen sie selbst leben, sind für sie eben doch die Norm. In ihrer gesamten Umgebung sehen sie nur Jugendliche, die mehr oder weniger so sind wie sie. Genau genommen würden viele privilegierte Teenager sogar, wider besseren Wissens, mit einer Spur Neid durchblicken lassen, dass die Benachteiligten tatsächlich die Begünstigten sind, weil sie Sympathien genießen, weil ihre Lebensumstände als Entschuldigung dienen, weil sie auf durchgestandene harte Rückschläge ehrlich stolz sein können und weil sie viel eher mit Fug und Recht behaupten können, cool zu sein. Entschuldigen Sie das Zitat, Mr Kristofferson, doch »*nothing left to lose*« hat für viele privilegierte Jugendliche verdammt viel Ähnlichkeit mit Freiheit. An ihre Privilegien sind nämlich Erwartungen geknüpft, an die Erwartungen wiederum Stress, und der kann unangenehm sein. Was ihnen auch zu schaffen macht, ist die Überlegung, dass, was auch immer sie vielleicht erreichen, nur als Folge ihres unverdienten Vorteils abgetan werden könnte. Bis zu einem gewissen Grad begreifen selbst Teenager, dass man nicht den Sessellift benutzen und sich danach Edmund Hillary nennen kann.

Aber natürlich sind es noch Kinder. Quasi *works in pro-*

gress. Neurologisch unfertige Wesen. Von ihnen Weitsicht, auf Information beruhende Objektivität, auch nur Vorurteilslosigkeit, insbesondere gegenüber sich selbst, zu erwarten, das wäre unvernünftig. Sie haben sich die Umstände, unter denen sie aufwachsen, schließlich nicht ausgesucht. Wie die meisten anderen Dinge auch, wurde ihnen das abgenommen.

Sie sind Streber mit Scheuklappen. Trainiert, angeschirrt und gelenkt, um zu performen, um Antworten zu geben, und zwar als Erste. Um Einsen zu bekommen, Treffer zu erzielen, Bach zu spielen, um sich als für immer und ewig besonders zu erweisen. In allem, was sie tun, scheint die Latte beängstigend hoch zu liegen. Beim geringsten Anzeichen von Unsicherheit treten ihre Eltern auf den Plan. Vergessen wir nicht, dass dies Kinder sind, deren Ultraschallbilder immer noch gerahmt auf Frisierkommoden stehen, deren Eltern mit ihren Facebook-Postings ungeniert mit allem Möglichen angeben, deren Weihnachtskarten adrette, indirekt beleuchtete Porträtaufnahmen sind, begleitet von eng beschriebenen Rundschreiben, in denen die Triumphe des vergangenen Jahres aufgelistet werden. Ab dem ersten oder zweiten Tag nach ihrer Geburt werden sie in den Autositz geschnallt und kommen in gewisser Weise nie mehr heraus – sie werden geschützt, herumkutschiert und in eine bestimmte Richtung gelenkt. Man bringt sie rasch zu Volleyballmeisterschaften, zum Cellovorspiel, zu Schachturnieren, zum Schnelligkeits- und Geschicklichkeitstraining, zum Mathe-Camp, zum Debattierclub und zum »Gehirn-Training«. Die Erwartung – oder zumindest die inständige Hoffnung – dahinter ist, dass sich all das alsbald auszahlen wird. Mütter

und Väter sind die strategischen Planer, die Manager, die Finanzchefs, die PR- und Marketingabteilung, die Chauffeure und – sollte mal etwas schiefgehen – die Problemlöser und Tröster. Sollte die Katastrophe eintreten – nicht genug Zeit auf dem Feld bei einem wichtigen Spiel, eine Zwei minus im Referat, eine Abschlussballkleid-Krise – dann sind sie die Kavallerie.

Natürlich gilt das nicht für jedes Kind. Aber mit Sicherheit für sehr viele.

Und ihr Spaß, ihre Momente erholsamer Ruhe, entspannender Selbstbestimmung, des simplen Rumgammelns werden auch noch von den Eltern vereinnahmt. Kinder von heute sind bereits Veteranen, und zwar der sorgsam ausgearbeiteten »Spielverabredungen«. Wenn sie nicht in der Schule, nicht beim Tennistraining und nicht im Mandarin-Unterricht sind, dann bestimmen die Eltern, mit wem, wann, wo, wie lange und oft sogar was gespielt wird. Als Teenager werden sie nicht weniger behütet, nicht weniger gemanagt: Man fährt sie zu total durchorganisierten Sportevents, wo Trainer brüllen, Schiedsrichter pfeifen und Eltern jubeln, »Foul!« schreien und irgendwelche Anweisungen in die Gegend rufen. Unter allumfassender Anleitung durch Erwachsene durchwandern sie mit Rucksack die Rockies, raften auf dem wilden Colorado River, rutschen an Seilen durch den Regenwald von Costa Rica, durchstreifen die bezaubernden Gassen von Prag, bauen Bewässerungssysteme in Simbabwe und fotografieren die pittoresken Simbawer. Sie sammeln Spenden, um Diabetes zu heilen, gefährdete Tierarten zu schützen und den Klimawandel aufzuhalten. Sie schleppen Konserven zur örtlichen Tafel und stepptanzen

sich bei dem Musical *Anything Goes* die Seele aus dem Leib. Lauter absolut ehrenwerte Aktivitäten – die sich im Lebenslauf großartig machen. Zwischendurch steckt man sie noch in Förderkurse für besonders Begabte, Zusatzstunden und Trainings für die Aufnahmeprüfung am College. Sie werden mit Sonnenschutzmitteln eingecremt, mit Wasserflaschen versorgt und mit Helmen ausgerüstet. Sie werden unterrichtet, durch Tutoren und Coachs unterstützt, manchmal auch ausgeschimpft und falls nötig medikamentiert, und zwar um gegen jegliches tatsächlich vorhandene oder eingebildete Defizit vorzugehen. Dann erwartet man von ihnen aber auch, dass es gut läuft. Und zwar so richtig gut. Viele beginnen, diese Erwartung bald als Auftrag, wenn nicht gar als Unausweichlichkeit zu verstehen. Doch sollten sie keine überragenden Leistungen erbringen oder sollte unsere Verzweiflung darüber, dass sie trödeln oder es vermasseln oder herumstreunen, zu groß werden – oder sollte unser eigener einschüchternder Ton unseren Spross überfordern und gar in die Knie zwingen –, dann bemühen wir uns, die Regeln zu ändern, die Erwartungen zu senken, unsere Perspektive bis hin zur Blindheit zu korrigieren und sie trotzdem genauso vollkommen zu nennen.

Und warum?

Die Teenager von heute, oder jedenfalls zu viele unter ihnen, sind die unfreiwilligen Opfer der guten Absichten ihrer Eltern – passive Erfüllungsgehilfen elterlicher Eitelkeit oder Bauernopfer elterlicher Unsicherheiten, Ängste oder beschränkter Vorstellungen. Sie sind zu Schaustücken in einem Rüstungswettlauf geworden, um diejenigen zu beeindruckern, die über Aufnahmen und Zulassungen ent-

scheiden, im gleichen Zug auch die Nachbarn, und um das Vermächtnis der Privilegierung weiterzugeben. Denn schließlich ist der Wettbewerb, der da draußen herrscht, ein harter. Solange sie auf der Trittleiter der oft beträchtlichen finanziellen Ressourcen stehen, können die Kids ziemlich groß wirken, außerdem kann der Blick von dort oben eine wunderbare Bereicherung darstellen. Zu oft jedoch werden diese Privilegien in meinen Augen verschleudert und nur dazu verwendet, wie unabsichtlich dies im Einzelfall auch immer geschehen mag, Narzissmus, vermeintliche Ansprüche sowie oberflächliches und/oder roboterhaftes Denken zu fördern. Mitgefühl schwindet. Der Reifeprozess wird gebremst, wenn er nicht sogar völlig zum Erliegen kommt, Selbstständigkeit wird im Keim erstickt. Nun fühlen sich die verunsicherten Eltern erst recht bemüßigt einzugreifen.

Und sie sind müde, wie Teenager das nun mal sind, immer müde. Sie kriegen nur halb so viel Schlaf, wie sie bräuchten, und nur ein Achtel so viel, wie sie gern hätten. Die geradezu fetischhafte Fixierung auf eine namhafte Uni wird selbst entwickelt oder aufgezwungen; so geht das Spiel. Wie wir alle schlagen sie ihre Schlachten, aber sie wissen, dass sie in dieser einen auf so verlorenem Posten stehen wie General Custer in seinem letzten Gefecht gegen die Indianer. In der Schule sind sie zu eingespannt und nach Schulschluss haben sie auch zu viele Verpflichtungen. Selbst unter den bestmöglichen Umständen ist ihre Begeisterung für Hausaufgaben vergleichbar mit der für eine Zahn-OP, trotzdem haben sie das Gefühl, zu nichts anderem zu kommen. Bis spätnachts ringen sie mit 50 Französischvokabeln, mit fünf Fragen zum Kapitel über die »Industriebarone und ihr Goldenes Zeit-



alter«, mit der Beschreibung eines Experiments für Chemie, mit einem zehn Probleme umfassenden Aufgabenblock in Mathe, einem fünfseitigen Aufsatz über die Motive Iagos in Shakespeares *Othello* ... und nichts davon entspricht auch nur annähernd ihrer Vorstellung von wirklichem Spaß. Denn *wirklicher* Spaß ist nun mal ihre Vorstellung von wirklichem Spaß und anschließend zwölf Stunden Tiefschlaf.

Doch der lautstark vorgebrachte Anspruch unserer Schulen heutzutage ist, in großer Zahl Spitzenkräfte hervorzu- bringen. Begünstigt durch einen an sich vorbildlichen Geist der Inklusion, durch die Sorge um Schwächere und Innovationsimpulse gelingt dies auch überaus effizient auf ganzer Linie, dank niedrigerer Standards, leichterer Zulassungsprü- fungen und inflationär guter Noten. Sollte jemand besorgt oder skeptisch eine Augenbraue heben, diskutiert man das mit Ernsthaftigkeit, cooler Verpackung und ausgefeilter Päd- agogenfachsprache. Sollte die intellektuelle Schärfe leiden, definiert man den Begriff eben um. Und weil jedes Schuljahr auf das vorangegangene aufbaut, ist der Langzeiteffekt un- zureichend vorbereitete Kinder, denen man einredet, sie hät- ten, wahrscheinlich schon solange sie sich erinnern können, absolut gute Leistungen erbracht und würden das auch wei- terhin tun. Und da sie ja nicht wissen, was sie nicht wissen, und sich dieses Nichtwissen erst noch als echtes Problem erweisen muss, fragen sie sich, was das ganze Theater über- haupt soll. Sie sorgen sich um indigene Völker, Obdachlose und schmelzende Polarkappen, sie haben es ins zweitbeste Team der gesamten Liga geschafft, sie benutzen Zahnseide und bringen glänzende Zeugnisse nach Hause. Worin also besteht überhaupt das Problem? Chillt mal, sagen sie.

Dabei geht es nicht allein darum, wie wir sie beurteilen. Heutzutage wird von allen Fachleuten viel Aufmerksamkeit auf Themen verwendet wie »Schulstress« und »junge Lerner« durch »schülerbezogenen Unterricht« begeistern, der das »ganze Kind« anspricht und Gelegenheit zum »ganzheitlichen Lernen« bietet, zum »gemeinschaftlichen Lernen«, bei dem Schüler ein »Sortiment von Fähigkeiten« entwickeln, sich einbringen und dazu »befähigt werden«, »über den Tellerrand hinauszuschauen« und Teil einer »Gemeinschaft von lebenslangen Lernern« zu werden. Doch, wir bewerten sie auch. Bis zum Erbrechen predigen wir ihnen, dass Noten unwichtig sind, aber was zum Teufel soll diese Drei plus? Darüber hinaus haben Schulen Aspekte der Kindererziehung übernommen oder aufgebürdet bekommen, um die sich früher das Elternhaus kümmerte. Ein Lehrer ist längst nicht mehr nur noch Lehrer, sondern Erzieher, Therapeut, Guru, Krankenschwester, scharfer Kritiker, Minister ohne Ressort und Streifenpolizist. Und aus Angst, elitär zu wirken oder das Selbstwertgefühl eines Kindes zu beeinträchtigen, minimieren Lehrkräfte das Risiko, indem sie weniger streng sind, leicht erreichbare Ziele stecken und mit noch mehr Konfetti schmeißen, wenn er oder sie diese erreicht.

Hält man nur für eine Sekunde inne, um sich Gedanken über die Brutalität zu machen, der rechtschaffene Menschen überall auf der Welt tagtäglich ausgesetzt sind, dann erscheint es einem doch als höchst trivial, dass diese privilegierten Teenager zu ihrem eigenen Nachteil mikroge-managt und verwöhnt werden. Wenn das unsere größte Sorge ist, dann, also dann können wir ja wohl froh sein.

Denn gleichzeitig haben weltweit mehr als 300 Millionen Kinder nicht einmal Schuhe. Unsere Zuckermäuschen besitzen dagegen Fußballschuhe mit Stollen für Gras, welche für Kunstrasen und wieder andere für die Halle, dazu Basketballschuhe und Turnschuhe zum Nur-so-Rumlaufen und Laufschuhe und Snowboardstiefel und Riemchensandalen und UGGs und Vans und Timberlands und elegante Schuhe und einigermaßen elegante Schuhe und überhaupt nicht elegante, sondern, weißt du, witzige Schuhe und Hunter-Boots für Regenwetter und süße kleine Stoffschuhe in drei verschiedenen Farben und Multifunktionsschuhe für den Outdoor-Look.

Dann lasst sie doch Quiche essen, möchte man abschließend sagen, den nächsten Golfclub ansteuern und in einfältiger, selbstgefälliger Bedeutungslosigkeit verschwinden. Wen kümmert das? Wir haben doch schließlich noch ein paar dringlichere Sorgen, nicht wahr?

Nun, ich möchte behaupten, dass gerade diese verwöhnten Kids zur Rettung eines Planeten in so verdammt großer Bedrängnis beitragen könnten, beitragen sollten. Angesichts ihrer Vorteile könnten, ja, müssten sie Vorreiter sein. Sie könnten und sollten, und zwar jede und jeder Einzelne von ihnen, zu den Fähigsten, Scharfsinnigsten, am besten Informierten und Vorbereiteten, am stärksten Inspirierten, zu den Innovativsten, Mitfühlendsten gehören und daher Anlass zu Hoffnung, ja, Zutrauen weltweit geben. In ihnen allen steckt ein enormes Versprechen – Talent, Fantasie, Energie, Herz. Das weiß ich mit Gewissheit. Wir sollten sie großziehen, sie vorbereiten, das im Hinterkopf behalten und unsere Ziele ein bisschen weiter stecken als bis zu imposan-

ten Tennistabellen, bis zu den Noten im nächsten Monat und, nachdem wir ordentlich Daumen gedrückt haben, bis zum goldenen Zusagebrief einer Uni. Wir sollten erkennen, in welchem Komfort, in welcher Sicherheit wir leben. Sollten die uns zur Verfügung stehenden Ressourcen als Chancen, als Verantwortung wahrnehmen, um dem Planeten und denen, die ihn bewohnen, etwas Gutes zu tun. Sollten so viel wie möglich von dem, was falsch läuft, in Ordnung bringen, unseren Teil der Last tragen, und vielleicht sogar ein bisschen mehr. Denn wenn unsere Kinder wegen gut gemeinter Fehlleitung und Verschwendung jeglicher Art nicht in der Lage sind anzutreten, wessen Kinder dann? Welchen Sinn hat Zivilisation, wenn diejenigen mit den allerbesten Möglichkeiten sich in Selbstsüchtigkeit ergehen und in Selbsttäuschung flüchten?

Dass bei einigen von uns die Erziehung der Kinder ein bisschen danebengegangen ist, halte ich für eine Gefahr. Es steht mehr auf dem Spiel als nur die Aussicht auf ein produktives, erfüllendes Leben. Selbst auf die Gefahr hin, als Schwarzmalter zu gelten – wenn man zu realitätsferne und gleichzeitig überbehütete Kids auf unsere Gesellschaft oder auf das, was wir gegenwärtig dafür halten, loslässt, dann wird diese, weil sie zu hohl für ihr eigenes Gewicht ist, in sich zusammenbrechen.

## Die Kinder des sogenannten Informationszeitalters

Inzwischen gibt es aber noch den Technologie-Hype des neuen Jahrtausends ... heiliger Strohsack, schlimmer geht's nimmer ... diese atemlose Vernarrtheit in HD, 3-D, 5G, wie in die Hand oder ins Ohr geklebte Cyber-Hysterie des 21. Jahrhunderts. Sie erreichen uns so rasch – diese Dinger, dieser Plunder, dieses Staunezeugs –, so allgegenwärtig, so überwältigend, dass wir noch gar nicht dahintergekommen sind, wie wir jedem dieser neuen Wunder einen echten Nutzen abringen sollen. Mit Pauken und Trompeten tauchen sie aus dem Nichts auf, wir blinzeln zweimal, sperren unsere Schlünde auf und schlucken sie im Ganzen. Und sich eine Minute lang hinzusetzen, um zu versuchen, sich einen Reim auf die neueste Erfindung zu machen, bedeutet schon, zu zerstreut für die nächste zu sein.

Als Erste schnappen sie sich die junge Generation.

Also atmen und essen diese Kinder, schlafen und sorgen sich um ihre Frisur, denken darüber nach, was ihre Freunde denken, sagen in einem Satz elfmal »also irgendwie«, rackern sich mit den Hausaufgaben ab und daddeln andauernd mit elektronischen Geräten. So sieht es aus. Weder Vorschlaghammer noch Dynamit könnten sie von ihren Handys trennen. Das elektronische Universum ist für sie keine schöne Neuerung, ja, nicht einmal ein einfaches und bequemes Forum zum Austausch von Ideen und Informationen, sondern eine parallele und in manchen Fällen sogar

bevorzugte Realität. Teilhard und McLuhan, die beiden großen Philosophen und Medienkritiker, würden im Grab rotieren. Social Media ist der Renner. Inhaltslosigkeit, Egozentrik, Exhibitionismus sind der letzte Schrei. Die Teenager von heute können sich nicht daran erinnern, dass das Leben je anders gewesen wäre, und wollen sich das auch gar nicht vorstellen. Ihre Verbindungen untereinander, ihre Kommunikation miteinander erscheinen ihnen weder beliebig noch unbedeutend noch oberflächlich oder gar, nun ja, albern. Falls dem doch so sein sollte, dann empfinden sie es nicht als Problem. »Wie auch immer«, heißt es dann achselzuckend. Und jegliche Zeit, die ihnen neue Geräte bei einer Aufgabe sparen, vergeuden sie doppelt mit eben diesen Dingen. Anscheinend kann kein Ereignis undigitalisiert bleiben, keine Neuigkeit ist zu trivial, um sie nicht weit und breit mitzuteilen, mit gesenkten Köpfen und fliegenden Daumen zu erörtern. Die Realität ist da nur noch Rohmaterial. Digital vernetzt zu sein – als purer Selbstzweck, ungeachtet des Themas – bedeutet alles. Die Abkopplung von fast allem anderen erscheint weitgehend bedeutungslos. Und bei all dem Blödsinn, der auf sie einstürzt, werden gutes Urteilsvermögen, geschärfte Wahrnehmung, ein solides Selbstbewusstsein, ein dezidierter Standpunkt gleichermaßen wichtiger und weniger wahrscheinlich. Der Versuch, auch nur an irgendeinem der alten Maßstäbe festzuhalten, gilt als geradezu lächerliche Form der Realitätsverweigerung.

Auch die Eltern verlassen sich inzwischen auf das Zeug... und warum auch nicht? Erst als Babysitter und Schnullerersatz – die neue Plug-in-Droge. Setzt die Engelchen vor ein

Videospiel – natürlich nur vor ein pädagogisch wertvolles –, und schon sind sie still und rühren sich nicht von der Stelle. Später bringen wir ihnen damit das Geigespielen bei und Italienisch und Algebra und das Wanderverhalten der Gnus. Wenn schließlich ihr eigenes Wanderverhalten einsetzt, dann dienen die Handys als Peilsender und Überwachungsgeräte. So kommunizieren wir unablässig und reagieren auf jede brenzlige Situation in Echtzeit – entweder indem wir die Kinder einholen wie Fische an der Angel oder indem wir sogleich zu ihrer Rettung herbeigaloppieren. Wir sitzen in ihren Taschen, wo auch immer sie hingehen, mit stündlichem Update von Informationen und Anweisungen.

Und sie sind überall, diese elektronischen Geräte. Sie haben jeden Winkel im Leben unserer Kinder durchdrungen. Über die Sättigungsgrenze hinaus. Es ist eine Art Neudefinition von Existenz. Teenager nehmen ihre Geräte mit, wenn sie zum Sport gehen, ins Kino, aufs Klo. Ihre Telefone und Laptops sind das Erste, was sie am Morgen, und das Letzte, was sie am Abend sehen. Dazwischen blicken sie kaum auf. Sie erledigen ihre Hausaufgaben damit. Erholen sich, kommunizieren damit. Man setze nur mehrere Teenager in eine Pizzeria, in ein Auto, einen Laden, einen Park, auf eine Couch, auf die Zuschauerränge bei einer Sportveranstaltung, an einen idyllischen Bergsee – und in der nach Tannen duftenden Dämmerung, beim Schrei des Käuzchens, werden sie mit ihren elektronischen Geräten herumfummeln. Nein, nicht mit ihnen, in ihnen. Es gibt für sie auch keine Stille, keine Umgebungsgeräusche, kein akustisches Einlassen auf das (echte) Universum: Kaum tritt eine Pause im Getöse des Lebens ein, schon kommen die Ohrstöpsel rein, schon wird

der Kopfhörer aufgesetzt, und sie hüllen sich in einen Kokon aus Musik.

Und wie nicht anders zu erwarten, haben die elektronischen Geräte auch die Schule durchdrungen. Sie stehen an vorderster Front, was formalisiertes Lernen im Klassenzimmer angeht. Smart Boards sind schwer in Mode, genau wie Websites, Chat-Rooms, Tweets, Blogs, Wikis und Nings.<sup>1</sup> E-Books, iPads und Tablets gibt es auch noch. Lehrer werden von übergeordneter Stelle ermuntert und manchmal mit vorgehaltener Klinge dazu angehalten, »Technologie zu integrieren« in alles, was sie tun. Man macht ihnen weis, wenn sie das nicht täten, seien sie Ewiggestrige und bewegten sich auf dünnem Eis. Neu ist nicht nur gut, sondern auch immer besser. Und das Medium ist absolut die Botschaft. Jegliche diesbezügliche Frage oder auch nur ein Räuspern gilt als reaktionär oder rückschrittlich.

Nehmen wir nur das Schreiben von Aufsätzen, die uralte Massenware des Schulalltags, traditionelles A und O. Als ich Mitte der 1980er zu unterrichten begann, saßen Schüler mit ihren Büchern und ihren Köpfen da und schrieben Gliederungen und Entwürfe mit der Hand, organisierten sich am Ende eine Schreibmaschine, um ihre endgültige Version abzutippen. Vertippten sich und griffen nach dem Tipp-Ex. Vertippten sich noch mal und griffen nach einem neuen Blatt Papier, um von vorn anzufangen. Dann kamen Computer auf, und aus Schreiben wurde »Textverarbeitung«. Heute

<sup>1</sup> Ich bin mir nicht einmal ganz sicher, welche dieser Begriffe man in Großbuchstaben schreibt, aber die Namensgebung ist so bewusst vieldeutig, ja dumm, wie die ganze Entwicklung hektisch.



klicken junge Schreiber vor sich hin, lassen ihre Rechtschreibung, Wortwahl und Grammatik vom Gerät kontrollieren und drücken auf »Drucken«. Fertig. In einigen Winkeln verzichten wir inzwischen sogar schon aufs Ausdrucken, so dass ein »Paper« niemals wirklich zu Papier gebracht wird. Man kann sich vorstellen, dass schon bald auch ein Aufsatz als archaische Idee gelten wird – ebenso die Bereitschaft, Dinge richtig zu verstehen, der Respekt vor Beständigkeit, sodass Papier und Tinte überflüssig sind. Dann wird das geschriebene Wort kein in den Boden eingeschlagener Pflock mehr sein, sondern nur noch eine sich ständig weiterentwickelnde, leicht verrückte Abstraktion, die jede fortwährende Anpassung aufgrund einer Laune, eines flüchtigen Gedankens, des »Feedbacks« oder »Inputs« von anderen willkommen heißt. Dinge richtig begreifen? – Darum kümmern wir uns später. Vergangenheit sind auch die Einprägungen durch Übung, der Erwerb grundlegender Fähigkeiten durch Versuch und Irrtum und wiederholte Erfahrung. Papier und Tinte, das taktile Erlebnis, etwas herzustellen, auch das ist vorbei.

Heutzutage ebenfalls überholt ist kontinuierliche, ununterbrochene Konzentration: Jedes Ping oder Summ oder Gezwitscher, das im Verlauf eines Abends von der Kommunikation einer Freundin, eines Freundes kündigt, erfordert zumindest den flüchtigen Blick des Teenagers und üblicherweise wenigstens eine schnelle Antwort. Man kann sie 22-Mal in deutlich vernehmbarer Lautstärke anbellen, doch *bitte* ihr nasses Handtuch aufzuhängen, und sie hören einen nicht. Pingt, summt, zwitschert ihr Telefon nur ein einziges Mal, hören sie es. Und sollte das Handy nicht einigermaßen

regelmäßig pingen/summen/zwitschern, dann ist der Jugendliche aus Sorge, irgendetwas müsse nicht in Ordnung sein, total abgelenkt. Verdammt, was ist da los, murmelt er oder sie dann. *OMG*.

Sind die Schüler jetzt also besser oder sogar effizienter im Aufsatzschreiben? Nein. Können sie besser denken? Nein. Finden sie den Arbeitsprozess erbaulicher oder erfreulicher? Das wäre mir noch nicht aufgefallen.

Und das Internet hat das Zusammentragen von Informationen zum Besuch in einem unendlich großen Supermarkt gemacht ... nur dass man nicht einmal dort hingehen muss; er kommt augenblicklich zu einem. Übungsmaterial und Onlinekurse gibt es im Überfluss. Ein schneller Klick, und Wikipedia liefert. Und Schummeln ist so leicht, dass man schon Mönch oder George Washington sein müsste, um der Versuchung zu widerstehen. Geben Sie beispielsweise den Titel eines Romans ein, schon poppt eine Liste von Arbeiten für einen Aufsatz auf. Klicken Sie auf eine davon, und schon poppen Einleitungssätze und jegliche Zitate, die sie brauchen könnten, auf. Von zu vielen Terminen geplagte, ergebnisorientierte Schüler müssen an ihrer Vorstellung von Redlichkeit kaum Abstriche vornehmen, um darin eine absolut akzeptable Form der Zeitersparnis zu sehen.

Kenntnisse in Rechtschreibung, Grammatik und Wortschatz sind nicht mehr nötig. Im Grunde genommen ist *Wissen* nicht mehr nötig. Es ist ein überholtes Konzept, fast altertümlich, wie Butter-selber-Machen oder eine Internetverbindung, in die man sich einwählen muss. Technologie, denn hey ... was du brauchst, sind doch, also irgendwie, Skillz (aber bitte mit z geschrieben!). Wissen? Wozu? Das macht

dich doch nur langsam. Warum sich den Kopf mit einem Haufen Bullshit vollstopfen, wie ein Schüler mich kürzlich in sachlichem Ton fragte, wo doch Google in, also irgendwie, unter zwei Sekunden alles findet, was man je über irgendwas wissen wollen kann? Wenn man so drüber nachdenkt, fuhr er fort, dann ist das Lernen in der Schule doch eigentlich Zeitverschwendung. Ziemlich bald werden wir sowieso alle einfach zu Hause bleiben und das online erledigen. Das ist ein ..., also irgendwie, ein Paradigmenwechsel oder was auch immer. Anbruch eines neuen Zeitalters, Alter.

Ich versuchte bei »Wenn man so drüber nachdenkt« einzuhaken und aus reiner Selbsterhaltung das mit dem »Lernen in der Schule« zu überhören. »Aber was ist mit der Selbstachtung?«, fragte ich. Er senkte unverbindlich den Kopf, vielleicht weil er ahnte, dass ich ihn damit drangekriegt hatte, er sich aber nicht sicher war, inwiefern das eine Rolle spielen könnte. Vielleicht wollte er aber auch nur den Dinosaurier provozieren. Ich hoffe, Letzteres.

Auch noch unerhörteres Schwindeln bis hin zu umfassenden Plagiaten ist natürlich genauso leicht. Die Gesellschaft scheint fast dazu anzustiften: »*If you ain't cheatin you ain't tryin*« – wenn du nicht geschummelt hast, hast du's nicht wirklich versucht – heißt ein beliebter Ausspruch zum Thema. Leistungssteigernde Medikamente, Täuschungsmanöver der Hochfinanz, politische Gaunerei, Cyber-Diebstahl, unkontrollierter Egoismus ... diese Dinge scheinen allgegenwärtig zu sein und irgendwie normal. Oder wie ein ertappter Plagiator es kürzlich formulierte: »Alle andere schummeln auch, da wäre ich ja schön blöd, es nicht zu tun.« – »Moral ist situationsbedingt«, erklärte ein anderer Schüler weise.

Und mit ein paar schnellen Klicks kann man sich eine geschliffene Analyse von was auch immer besorgen, ob *Die Farm der Tiere* oder *Die Zoogeschichte*. Und wenn Mama oder Papa oder der 70-Euro-die-Stunde-Nachhilfelehrer den Aufsatz »überarbeiten«, dann kann ein Jugendlicher ziemlich unbehelligt davonkommen. Aber um meinen Schüler zu zitieren, wer muss überhaupt irgendetwas wissen? Abgesehen davon ist Aufsatzschreiben eine simulierte Übung, fünf Absätze Malen-nach-Zahlen, wie die Fähigkeit, durch einen Reifen zu springen – außerhalb des Klassenzimmers unbedeutend und für niemanden von Wert außer für diese verschrobenen alten Lehrer, denen man eben gefallen muss.

Da fragt man sich doch, wie bald wir auch das Denken mit einem Wink abtun werden? Oder sogar das aufmerksame Zuhören, wenn jemand weit ausholt? Es tut weh, dieses Denken, ist zeitraubend und kein Fun. Cogito, ergo Kopfweh. Wahrscheinlich ist es sogar, also irgendwie, schlecht für einen. Bestimmt wird dazu bald eine Studie veröffentlicht. Könnte ich nicht vielleicht einfach, Sie wissen schon, eine Zusammenfassung liefern oder, also irgendwie, stattdessen was online posten?

Da sie so wenig Erfahrung damit haben, ihren Kopf selbstständig und für ernsthafte Themen zu benutzen, trauen Teenager heutzutage ihren eigenen Überlegungen und Schlussfolgerungen nicht, weil sie ihnen zu wenig beeindruckend erscheinen. Denn Beeindrucken ist doch schließlich das, worum es eigentlich geht. Wenn ich selbst darüber nachdenke, überlegen sie sich, kann das ja keine große Sache sein. Also fragen sie sich, was soll dann das ganze Getue darum, wo oder wie sie dazu gekommen sind? Es geht doch sowieso nur

ums Ergebnis, oder? Wen kümmert es da, wie sie draufgekommen sind? Außerdem hat nicht euer Liebling Einstein mal gesagt, Fantasie wäre wichtiger als Wissen?

Angesichts ihrer Begeisterung für Elektronik und in Anbetracht der gesellschaftlichen Ermutigung dazu scheinen Teenager heutzutage sowohl der Fantasie als auch des Wissens zu entsagen. Formuliert man Besorgnis darüber, lächeln sie mitleidig, nicken ernst, weil sie gelernt haben, dass sie besser damit fahren, die alten Knacker glücklich zu machen. Anschließend biegen sie um die nächste Ecke und tippen wieder in ihre Geräte. Die Kinder des sogenannten Informationszeitalters finden es nicht im Geringsten bedenklich, dass sie oft so uninformiert und zu keinem eigenständigen Gedanken in der Lage sind. In ihren Augen ist es Anstrengung genug, wenn sie fremdes Gedankengut neu verpacken. Und dann ist da ja auch noch immer der unausgesprochene Gruppenzwang: Keiner meiner Freunde scheint viel von irgendwas zu wissen oder sich etwas einfallen zu lassen, lautet das entsprechende Argument, wenn ich das also machen würde, wäre ich, also irgendwie, ein Angeber und Sonderling.

Der elektronische Kram dominiert auch ihre Freizeit. Er bietet Unterhaltung und ist Mittel der Wahl, um Zeit totzuschlagen. Lesen? Machst du Witze? Selbst Fernsehen, Popmusiksender im Radio und Telefonieren (echtes Sprechen, den Kehlkopf benutzen, sich zusammenhängende Gedanken überlegen und artikulieren, zuhören, argumentieren und sofort sinnvoll auf die Worte eines anderen antworten), das sind Zeitvertreiber der Vergangenheit. Außerhalb ihrer Terminkalender sind Teenager von heute wie Kletterpflanzen ohne Spalier: Sie kollabieren zu einem schlaffen Gewirr. Es

ist schwer zu wissen, was man tun könnte oder warum. Ein oberflächlicher Kick dient dann als Unterhaltung, Nichtdenken ist Erleichterung – also heißt es bloggen, twittern, simsen, skypen, chatten und snapchatten. Sie nicken mit dem Kopf zu einem Song von Maroon 5 und kichern über einen YouTube-Clip, in dem ein Typ im Spiderman-Kostüm von einem Dach fällt. Auf unartigeren Websites beäugen sie Anatomiekunde in Aktion oder erreichen den Status ultimativer Großmeister im blutrünstigen Ausweiden intergalaktischer Nazi-Terroristen-Ninja-Sturmtrupp-Zombies ... und all das nicht zu knapp, weil es dort ja keine Erwachsenen gibt. Das ist *ihre* Welt, lebendig und unmittelbar, wo sie sich jeglicher Begeisterung oder Dummheit, jedem Kitzel hingeben können, ohne das Urteil oder den Kommentar eines Erwachsenen zu riskieren.

Denn überall sonst haben die Erwachsenen sie fest im Griff.

## Irgendetwas Gutes tun

Wichtig an dieser Stelle ist ein Hinweis zu den Umständen, unter denen ich selbst aufgewachsen bin: Auch ich war ein privilegiertes Kind, genau wie meine Eltern vor mir. Wie sie kannte ich keinen gravierenden Mangel, kein echtes Hindernis. Auch ich wurde bei fast allem, was ich tat, geliebt und ermutigt. Auch ich genoss unverdiente Chancen. Auch ich vergeudete Zeit mit Nichtigkeiten. Auch ich besaß eine

blauäugige, kaum zu erschütternde Zuversicht. Sogar dass ich jetzt hier sitze und diese Zeilen schreibe, hat viel damit zu tun, dass ich in einem Haus voller Bücher aufwuchs und dass mein Vater selbst Autor mit ansteckendem Enthusiasmus ist, der mich stets ermutigt hat, meinen Weg zu gehen. Wie schon meine Eltern besuchte ich eine angesehene und private weiterführende Schule und ein renommiertes privates College. An beiden blieb ich zeitweise hinter den Erwartungen zurück. Ich beging Fehler, aus denen ich mich nicht immer problemlos herausretten konnte. Viele meiner Vorurteile nahm ich als selbstverständlich hin. Manche verspielte ich. Und wie schon meine Eltern versuchen Janice und ich, unseren Kindern den besten Start ins Leben zu ermöglichen, zu dem wir in der Lage sind. Manchmal, ja vielleicht sogar oft, bedeutet dies, das Beste aus den Gegebenheiten herauszuholen, die wir uns leisten können und die unsere Kinder wiederum als Selbstverständlichkeit betrachten mögen. Manchmal weiß ich nicht, was das Beste wäre. Oft zeigen mir dann meine Kinder, wie es weitergeht. Und all das inspiriert mein Denken.

Dieses Buch ist aufgrund meiner Jahre als Lehrer, als Vater, als Sohn, als ehemaliges Kind, als Ehemann und als interessierter Beobachter unserer Spezies entstanden. Es ist für Teenager gedacht und für alle, die Interesse an ihnen haben. Ich hoffe, dass sie es hilfreich finden. Mir gefällt die Vorstellung, dass sie es weglegen – oder vermutlich eher »wegklicken« – und nach einem weiteren Buch greifen, danach vielleicht nach noch einem, und binnen Kurzem aufstehen, rausgehen, glücklich ein paarmal tief Luft holen und sich dann begeistert daranmachen, irgendetwas Gutes zu tun.





# 1. Mütter und Väter

Es hatte gar keinen Zweck für mich,  
mir Mühe zu geben und zu lernen, das Rechte zu tun,  
wer nicht schon gleich von klein auf damit anfängt,  
der hat keine Aussicht.

Mark Twain, *Huckleberry Finn*



David McCullough

**"Ihr seid nichts Besonderes!"**

und andere Ermutigungen für junge Menschen

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-17606-9

Goldmann

Erscheinungstermin: Juni 2016

Berühmt wurde David McCullough durch eine Rede vor Highschool-Absolventen, die mit dem provokanten Slogan „Ihr seid nichts Besonderes“ zum YouTube-Hit wurde. Der beliebte Englischlehrer hat damit einen Nerv getroffen. Denn viele haben das Gefühl, dass Kinder und Jugendliche heute viel zu sehr auf Erfolg getrimmt werden anstatt nach Erfüllung und Glück zu streben. McCullough verdeutlicht, dass wir den Heranwachsenden viel mehr helfen, wenn wir ihnen den Wert der Bildung nahebringen und Scheitern als Chance ansehen. Ein wichtiges Buch, das zum Denken anregt!

 [Der Titel im Katalog](#)